

*Dieter Beese, Günter Böhm, Hartmut Paul,  
Karl-Friedrich Wiggermann (Hrsg.)*

# Das Apostolische Glaubensbekenntnis

- ausgelegt für Menschen unserer Zeit

Eine Christenlehre für Erwachsene  
zur Überwindung religiöser Sprachlosigkeit

Vortragsreihe, gehalten 1999  
in der Versöhnungskirche zu Münster

in gewissem Umfang ein Wahrnehmen von Natur voraus. Moderne Lebensumstände, besonders handgreiflich im Straßenbau und in Hochhaussiedlungen, erschweren vielen Kindern in unserem Land einen direkten Zugang zur Natur. Hier wird es zunehmend eine religions-pädagogische Aufgabe, entsprechende Erlebnisse anzubahnen und so die Grundlage für das Schöpfungsbekenntnis zu legen. Daneben kann eine am Wohl der Kinder und Jugendlichen und deren christlichen Glauben und Leben Lernen interessierte Religionspädagogik nicht umhin, auf erhebliche politische Fehlentwicklungen in unserem Land hinzuweisen, die eben die Beziehung der nachfolgenden Generation zur Natur erschweren.

- Schließlich ist der dritte Artikel wohl nur für Menschen zu verstehen, die wenigstens ansatzweise das Wohltuende menschlicher Gemeinschaft erfahren haben. Auch dies ist für manche Kinder und Jugendlichen nichts Selbstverständliches mehr. Hier gilt es - über die unterrichtlichen Angebote hinaus -, Räume zur Verfügung zu stellen und Begleiter anzubieten, die die Bildung von Gemeinschaft jedenfalls punktuell ermöglichen. Das ist im Rahmen christlicher Gemeinde keineswegs "nur" sozialpädagogisch motiviert; vielmehr versucht dabei christliche Gemeinde der großen Verheißung auf die Spur zu kommen, die sie regelmäßig in ihren Gottesdienst bekennt, nämlich der, "Gemeinschaft der Heiligen" zu sein.

## Leben im Glauben

### *Das Apostolische Glaubensbekenntnis und evangelische Spiritualität*

In der Zeit des Kirchenkampfes zum Beginn der 30er Jahre in Deutschland gab es ein bedeutendes liturgisches und kirchliches Ereignis: Während vorher die Pfarrer im Gottesdienst das Apostolische Glaubensbekenntnis allein gesprochen hatten (übrigens das Vaterunser bis zur Doxologie ebenfalls), stimmte nun die Gemeinde ein: Sie sprach das Apostolische Glaubensbekenntnis mit. Nun waren alle den Gottesdienst Mitfeiernden am Glaubensbekenntnis beteiligt: Sie hörten es nicht bloß, sondern sie sprachen es mit dem Pfarrer. Das bedeutete: Die Gemeinde unterstreicht mit dem Bekenntnis ihren Glauben; sie steht hinter ihm seit vielen Jahrhunderten. Das Apostolische Glaubensbekenntnis wurde zum Erkennungszeichen der evangelischen Gemeinde. Das Mitsprechen war nicht angeordnet worden, sondern es ergab sich spontan. Die gottesdienstlich versammelte evangelische Gemeinde sprach mit den Worten der Väter und Mütter im Glauben ein eindeutiges Wort als Ergebnis der Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Ideologie. Die Kirche wurde „Bekennende Kirche“. Das Glaubensbekenntnis, ursprünglich Tauferinnerung, entfaltete sich zum Akt des Widerstandes *und* zum persönlichen Bekenntnis. "*Ich* glaube .... "

Die Gemeinden zeigten: Wir lassen uns das Apostolikum nicht nehmen, auch nicht, gerade nicht durch ein deutsch-christliches oder gar ein völlig achristliches Bekenntnis, das in die Gemeinden eindringen wollte. So wurde das Apostolikum zu einem Politikum. Der alte Glaube ließ sich nicht durch neue Versuche und Versuchungen verdrängen. In den Gemeinden wurde auch nach dem Zweiten Weltkrieg das Apostolische Glaubensbekenntnis im Gottesdienst gemeinsam gesprochen. Das war eine wichtige liturgisch-theologische Frucht des Kirchenkampfes in Deutschland. Die Gemeinde erwies sich als mündig. Das Apostolikum war ein lebendiges Bekenntnis, ein dynami-

scher Schatz des Glaubens, der auf Jesus Christus als Mitte des Glaubens weist.

Wir können auch von einem spirituellen Ereignis sprechen. Was ist Spiritualität? Kurz gesagt: Sie ist gestalteter Glaube - gegen alle Konfusionen und Diffusionen, die die Eindeutigkeit des Glaubens zu unterhöhlen versuchen. Der Begriff ist in den 30er Jahren in Frankreich aufgekommen. Im Begriff „Spiritualität“ steckt das lateinische Wort „spiritus“, d. h. „Geist“. Wir sprechen vom „Spiritus Sanctus“, dem Heiligen Geist. Das Adjektiv zu „spiritus“ heißt „geistlich“, nicht „geistig“. „Geistlich“: Das ist eine Gabe des Heiligen Geistes, nicht ein Ergebnis menschlichen Denkens und Forschens. Es ist also falsch, von der Spiritualität eines Unternehmens zu sprechen. Geistlich leben: d. h. unterscheiden können, was von Gott oder von der Welt kommt. Die christliche Gemeinde zu allen Zeiten mußte sich als geistlich kompetent erweisen, wenn sie vor eine aktuelle Unterscheidung der Geister gestellt wurde - wie zum Beginn des Kirchenkampfes in Deutschland. Das Apostolische Glaubensbekenntnis, gemeinsam gesprochen, wurde zu einem geistlichen Schatz, um den der schützende Mantel der Liturgie gelegt war, in der sich die Gemeinde gegen alle Vergötzung und Gottlosigkeit zu wappnen hatte.

Unterscheidung der Geister gibt es vom Anfang der Kirche an - schon im Neuen Testament. „Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind“, heißt es im ersten Johannesbrief (4,1). „Dämpfet den Geist nicht“, mahnt der Apostel Paulus im ersten Thessalonicherbrief (5,19). Die Unterscheidung der Geister hat ein Ergebnis: „Wir haben unsere Gründe vergessen“, klagt Friedrich Nietzsche; Christen sagen: „Wir haben sie nicht vergessen“.

Das Apostolische Glaubensbekenntnis ist ein ungewöhnlich dichter Text; er ist geradezu eine verdichtete Selbstaussage des Glaubens, nicht ein aus geistlicher Bequemlichkeit reduzierter Text. Das Apostolikum ermahnt die Gemeinde zu einer Elementarisierung des christlichen Glaubens. Wenn vieles, ja wenn (fast) alles verloren zu gehen scheint, birgt sich die Gemeinde in ihrem Glaubensbekenntnis - *non vi, sed verbo* (d. h. nicht durch Gewalt, sondern durch das Wort). Das

Wort kann mächtiger sein als die scheinbar unüberwindlichen Gewalten der Welt.

Eine der „Geschichten von Herrn Keuner“, die Bertolt Brecht geschrieben hat, lautet folgendermaßen: „Herr K. betrachtete ein Gemälde, das einigen Gegenständen eine sehr eigenwillige Form verlieh. Er sagte: Einigen Künstlern geht es, wenn sie die Welt betrachten, wie vielen Philosophen. Bei der Bemühung um die Form geht der Stoff verloren. Ich arbeitete einmal bei einem Gärtner. Er händigte mir eine Gartenschere aus und ließ mich einen Lorbeerbaum beschneiden. Der Baum stand in einem Topf und wurde zu Festlichkeiten ausgeliehen. Dazu mußte er die Form einer Kugel haben. Ich begann sogleich mit dem Abschneiden der wilden Triebe, aber wie sehr ich mich auch mühte, die Kugelform zu erreichen, es wollte mir lange nicht gelingen. Einmal hatte ich auf der einen, einmal auf der anderen Seite zu viel weggestutzt. Als es endlich eine Kugel geworden war, war die Kugel sehr klein. Der Gärtner sagte enttäuscht: ‘Gut, das ist eine Kugel, aber wo ist der Lorbeer?’“

So kann auch eine Kurzform des christlichen Glaubens, wenn sie immer wieder „beschnitten“ wird, zu einem undeutlichen Ganzen werden. Die Kugel in der Geschichte erinnert nicht mehr an den Lorbeer. Es ist die Frage, ob ein immer wieder „beschnittener“ Glaube der christliche Glaube ist. Denken wir noch einmal an das gemeinsam gesprochene Apostolische Glaubensbekenntnis zum Beginn des Kirchenkampfes in Deutschland! Es wies in verdichteter Form, nicht bloß in gut gemeinter „Dichtung“ auf die Mitte des Glaubens an den Dreieinigen Gott. Die christliche Gemeinde muß, wenn die Unterscheidung der Geister notwendig ist (und wann ist sie nicht notwendig?), auf das Apostolische Glaubensbekenntnis zurückkommen, um vorwärts zu kommen.

Ein Zeugnis des Glaubens geben: d. i. *Martyria*. Das griechische Wort heißt „Zeugnis“; von diesem Wort ist das Wort „Märtyrer“ abgeleitet. Märtyrer sind die Blutzeugen, die ihr Leben gaben, wenn ihr Glaube zu einem todeswürdigen Vergehen wurde. *Martyria* ist das erste Wort, das wir als Zeugen Christi behalten wollen; es folgen noch

zwei andere Wörter, die für den christlichen Glauben lebensnotwendig sind.

In jeder Zeit ist ein konkretes Bekennen angesagt, eine Elementarisierung des Glaubens. Das ist altes biblisches Erbe. Es gibt eine jüdische Geschichte, die eine Elementarisierung anzeigt. Die Geschichte vom Lorbeer ist die eine Seite, die Geschichte von dem großen Bekenntnisblatt ist die andere Seite eines Glaubensweges.

„Es wird überliefert, Rabbi Chama, ein frommer Mann von großer Gelehrsamkeit, habe in der ersten Hälfte seines Lebens ungewöhnlich viele und kluge Schriften und Kommentare verfaßt. Danach aber, etwa vom 36. Lebensjahr an, sei er vor allem damit beschäftigt gewesen, aus seinem Schriftwerk nach und nach alles zu tilgen, was vor seinem durch den Zeitabstand geschärften Urteil nicht bestehen konnte, weil es entweder unzulänglich ausgedrückt oder zu wenig gesichert war.

Dieser Revision oblag Rabbi Chama mit soviel schonungsloser Redlichkeit, daß gegen Ende seines Lebens alles, was er einst mit Fleiß und Feuer niedergeschrieben hatte, wieder durchgestrichen war. Seine Schüler wehklagten und weinten, als er seine sämtlichen Schriften, Bündel um Bündel, im Ofen seines kleinen Hauses verbrannte. Der Rabbi aber wurde bei dieser Bücherverbrennung so heiter und fröhlich wie seit langem nicht mehr. Trotz seiner Altersschwäche tanzte er ein bißchen, tanzte mit kleinen leichten Schritten, als das letzte Bündel im Ofen verbrannte und darüber der Sabbat anbrach. Seinen Schülern hinterließ er nichts als einen großen Zettel. Darauf hatte er mehr hingemalt als hingeschrieben: 'Der Name, geheiligt sei er!' Als bald erkannten die Schüler den Sinn dieses Vermächtnisses: Im einen und heilig-unaussprechlichen Namen Gottes blieb alles bewahrt und gegenwärtig, was ihr Lehrer gelebt, geglaubt und gedacht hatte.“

Können wir ermessen, was der Rabbi „mit Fleiß und Feuer“ geschrieben hatte? Er hatte sein Leben - im Denken und Glauben - an seine Schriften gegeben. „Mit Feuer und Fleiß“: Wer kann das von seinem Wirken im Alltag und Sonntag sagen? Als der Rabbi alle seine Schriften verbrannt hatte, tanzte er. Nun hatte er etwas noch Größeres

getan: Er hatte sein ganzes Wirken durchgestrichen; es blieb ein großer Zettel mit dem Satz: „Der Name, geheiligt sei er!“ So beten Christen im Vaterunser: „Geheiligt werde dein Name“. Mit dem Satz auf dem Zettel hatte der Rabbi von sich selbst, von allen vielleicht großen oder kleinen Eitelkeiten weggewiesen und seinen Text in aller gebotenen Kürze und Prägnanz auf Gott hin ausgelegt. Da war alles vorher Geschriebene überflüssig geworden. Gott allein bleibt: „Der Name, geheiligt sei er!“ Alles Menschliche und Irdische ist vergänglich, aber es gibt das Bleibende. Das ist unser Apostolisches Glaubensbekenntnis. Wir wollen beide Geschichten, die vom Lorbeer und die von dem großen Bekenntnisblatt, im Ohr behalten.

Nach dieser Einleitung und Hinführung wenden wir uns in zwei Schritten dem Apostolikum zu, dem Bekenntnis im Sonntag und im Alltag. Da sind Leiturgia und Diakonia. Über jedem Schritt steht ein Leitsatz. Der erste lautet: Wir loben Gott mit dem Bekenntnis unseres Glaubens.“ So leiten wir das Apostolische Glaubensbekenntnis im Gottesdienst am Sonntag ein. Der zweite Satz führt in den Alltag: „Wir leben das Bekenntnis unseres Glaubens vor Gott.“ So können wir vor Gott und zu Gott hin im Alltag leben. Jeder der beiden Schritte hat drei Teile, die nach dem Apostolikum bezeichnet sind: der erste, zweite und dritte Artikel des - nach Luthers Kleinem Katechismus - zweiten Hauptstücks, des Apostolischen Glaubensbekenntnisses.

Wenn wir diesem Bekenntnis nachgehen, wenn wir Loben und Leben miteinander verbinden - darauf kommt zuletzt alles an! - , können wir uns den spirituellen Gehalt des Bekenntnisses am besten verdeutlichen; ich versuche es in narrativer Theologie, in der die Geschichte - das Apostolikum ist Heilsgeschichte! - in Geschichten erzählt wird. In Geschichten öffnet sich von alters her die Heilsgeschichte; hier wird sie konkret.

## 1. Wir loben Gott mit dem Bekenntnis unseres Glaubens

Das Apostolische Glaubensbekenntnis wird als Gotteslob entfaltet und gesprochen. Wir loben Gott, wie wir einen Menschen nicht loben könnten. Gewiß , es ist gut, wenn Kinder ein Lob für eine gute Arbeit

in der Schule bekommen, wenn Menschen im Beruf gelobt werden, die Besonderes geleistet haben. Was aber ist das Gotteslob? Es nimmt den unendlich großen Abstand zwischen Gott und Mensch ernst. Ein noch so reiner Gedanke aus der Schatzkammer der Philosophie bleibt ein menschliches Gedankengebilde. Es trifft nicht den lebendigen Gott selbst. Das Gotteslob aber zielt auf den Gott, der uns zugewandt war, ist und sein wird. „Du aber bist heilig, der du thronst über den Lobgesängen Israels“, heißt es im Psalter (Ps. 22,4). Gott ist nicht mit menschlichen Maßen zu messen, nicht mit menschlichen Begriffen zu begreifen, nicht mit - noch so frommen - menschlichen Praktiken zu erfassen, nicht mit menschlichen Zwängen zu zwingen, schon gar nicht mit Magie zu ergreifen. Gott ist *Gott*.

Vor Gott und zu Gott hin entlastet uns das Apostolikum, das deutlich sagt, daß Gott und andere Götter nicht *gleich gültig* sind und wir Menschen vor Gott nicht *gleichgültig* stehen. Gott überwindet jeden Relativismus, den wir gegen Gott „ausspielen“ könnten. Wir loben Gott, weil er aus unendlicher Ferne in unsere Nähe kommt, weil er uns - wie niemand sonst - in Zeit und Ewigkeit behütet, weil wir an ihn glauben dürfen. Glauben und Lobpreis gehören zusammen: Gott nähert sich uns. Darüber vergessen wir alles Menschlich-Allzumenschliche. Wir loben Gott: Das gehört zum Geheimnis des Glaubens. Geheimnis ist der Glaube, nicht Rätsel, das irgendwann einmal gelöst werden könnte. Gott bleibt im Geheimnis, und er wendet sich uns zu. Es ist, wie Heinrich Vogel einmal gesagt hat, das „Herrengeheimnis der Wahrheit“. Gott ist uns gegenüber nicht herrisch, sondern er ist der, zu dem wir „Mein Gott, mein Gott“ sagen dürfen. Das Herrengeheimnis ist nicht Herrschsucht Gottes, sondern er nimmt uns wehmütig-vergänglich-melancholische Menschen an, und er richtet uns, d. h. er richtet uns auf sich zu, damit wir die Richtung unseres Lebens nicht vergessen. Wenn wir es mit Gott selbst zu tun bekommen, kann unsere Antwort nur das Gotteslob sein. Wir loben Gott im Lobpreis des Glaubenswortes, das immer voraussetzt, daß wir Gottes Wort gehört haben und es dankend annehmen. Wir loben Gott, weil wir nicht anders können. Er *befreit* uns zum Gotteslob.

In der „Erneuerten Agende“, deren Vorentwurf erschienen ist, finden wir vier große Abschnitte des Gottesdienstes: 1. Eröffnung und Anrufung; 2. Verkündigung und Bekenntnis; 3. Abendmahl.; 4. Sendung. Es wird in der „Erneuerten Agende“ vorgeschlagen, das Glaubensbekenntnis (wie oben gesagt) nach der Predigt zu sprechen. Das Bekenntnis folgt auf die Verkündigung. Das leuchtet mir liturgisch ein. Bis jetzt haben wir das Bekenntnis vor der Predigt. Diese Stellung kann als Möglichkeit auch weiterhin bleiben; dann folgt eben das Bekenntnis auf die Lesung bzw. die Lesungen biblischer Texte. Auch so ist das Apostolikum Antwort. Das ist wichtig. Wir sagen nicht unmotiviert ein Bekenntnis, sondern wir antworten auf das Wort der Bibel bzw. das Wort der Predigt.

Als Antwort hat das Apostolische Glaubensbekenntnis seinen festen und unaufgebbaren Ort im Gottesdienst. Es gehört zur *Leiturgia*. Das griechische Wort bedeutet im Altertum eine im Interesse des Volkes übernommene öffentliche Leistung, es bezeichnet im Christentum die gottesdienstliche Versammlung der Gemeinde, in der Christus durch seinen Heiligen Geist in Wort und Sakrament die Glaubenden zu seinem Geheimnis führt und den Mitfeiernden die dankbare und preisende Antwort an den Vater ermöglicht. Der Lobpreis ist genuin liturgisches Gut, erinnernder Lobpreis, Doxologie, hinführend zum Geheimnis der Trinität.

Leiturgia geschieht vor allem am Sonntag; sie ist der Sonntagsdienst der Gemeinde, weil jeder Sonntag an die Auferstehung Jesu Christi erinnert.

Was in diesem Zusammenhang zum ersten Artikel gehört, hat sich mir in einem Gottesdienst in einem Altenheim erschlossen. Viele ältere Menschen kommen vom Lande, wo das Erntedankfest in besonderer Weise gefeiert wurde und wird. Der Gottesdienst zum Erntedank im Altenheim knüpft an diese Erinnerung an. Aber hier sind auch „Stadtmenschen“ angesprochen.

Im Altenheim ist der als Altar hergerichtete Tisch mit bekannten heimischen Früchten (Äpfel, Birnen...) und mit heimischem Gemüse

(Rotkohl, Bohnen....) geschmückt - frisch vom Markt. Wenn es möglich ist, stehen in einer Vase Kornhalme. Am schönsten ist eine volle Garbe. Erinnerungen der älteren Menschen sind an heimisches Obst und Gemüse geknüpft. Herr A. hat früher auch für seine Nachbarn Äpfel und Birnen in den hohen Bäumen gepflückt.

Er war - das erzählt er gern - ein guter „Kletterer“. Frau B. erzählt von ihren verschiedenen Kartoffelsorten, die sie in ihrem Garten angebaut hat. Wichtig am Erntedankfest sind große Blumenstäube, die nach dem Gottesdienst zu den Kranken auf die Pflegestationen gebracht werden. Ein Gruß zum Erntedankfest!

Nicht zu vergessen sind „Kolonialwaren“, wie man früher die Südfrüchte nannte. Apfelsinen und Bananen sowie zwei Pakete Kaffee aus dem Eine- Welt- Laden liegen auf dem Altar. Wir leben - das macht das Erntedankfest deutlich - in Einer Welt.

Der Gottesdienst am Erntedankfest - in jeder Gemeinde - ist ein viestimmiger Gottesdienst - mit Hören und Sehen, Singen und Beten, Riechen und Schmecken, Fühlen und Danken. Erntedankfest ist in der Gemeinde ein Dank an Gott, den Schöpfer - in Vergangenheit und Gegenwart und in einem zuversichtlichen Blick in die uns geschenkte Zukunft. Danken schließt den Sinn für Verantwortung, den offenen Blick in die Lage der Welt ein, den Blick also „über den Tellerrand hinaus“. Grundlage ist der konkrete Dank, die konkrete Erfahrung „bei Tisch“; sie setzt sich im Gottesdienst gerade im Abendmahl fort, wird gebündelt und geht wieder hinaus „in die weite Welt“. Christen sind dankbare Menschen des ersten Artikels.

„Aller Augen warten auf dich,  
und du gibst ihnen ihre Speise  
zur rechten Zeit.

Du tust deine Hand auf und sättigst alles, was lebt,  
nach deinem Wohlgefallen“ (Ps. 145, 15 .f).

Erntedank ist ein einziger Lobpreis. Friedrich von Bodelschwingh d. J. hat einmal gesagt: „Wer Gott von Herzen loben kann, dem schließt

sich ein Wunder seiner Gnade nach dem andern auf.“ Konkret: „Wenn wir Gottes Wort hören und Gottes Werke tun, dann wird unser ganzes Leben ein nie endendes Erntedankfest.“ Schließlich ein Wort christlicher Weisheit Bodelschwinghs: „Der Lobpreis Gottes gibt der Seele freien Atem.“ Aus der Erfahrung der in ihrer handgreiflichen Armut reichen Zionsgemeinde sagt Bodelschwingh: „Eine Gemeinde, die von Gottes Wundern lebt und Gottes Güte preist, ist immer reich und froh, und ihre Freude wird zum Dienst.“ Wir leben mitten in der reichen Schöpfung, die so oft verraten und ins Gegenteil geworfen wird.

Der zweite Artikel zielt auf Jesus Christus. Er ist gegenwärtig in Wort und Sakrament des Gottesdienstes, auch wenn nur zwei oder drei Menschen zusammen sind. Es kommt nicht auf die Zahl an, sondern auf den Gastgeber Jesus Christus. Er lädt uns jetzt und in Ewigkeit zum Gastmahl ein, an dem seine Zuwendung zu den Menschen deutlich wird. Jesu Gastmahl in seiner Eigenart wird deutlich an einem Gegenbild, das Martin Buber erzählt:

Menschen sitzen an einem langen und reich gedeckten Tisch. Da liegt das Feinste vom Feinsten. „Himmlisch“, könnten einige Leute neidisch sagen. Menschen sitzen an dem Tisch. Sie haben Nachbarn zur Rechten und zur Linken, und allen einzelnen sitzen auch andere einzelne gegenüber. Man mag denken, die Menschen an dem Tisch seien voller Freude und Zuneigung. Alle haben teil an den Speisen. Man kann sich den Tisch nicht üppig genug vorstellen - wie beim größten Festmahl. Aber alle Menschen an diesem Tisch haben Hunger und behalten Hunger. Sie hungern deswegen, weil sie mit ihren überlangen Gabeln und Löffeln sich nicht selbst bedienen können, sondern nur die in der Nähe zur Rechten oder zur Linken oder die gegenüber sitzenden Menschen. Diesen könnten sie auch nur die Stücke feinsten Fleisches zerschneiden. Aber niemand gibt den anderen etwas, niemand „bedient“ die anderen.

Das ist fehlende Demut. Das deutsche Wort „Demit“ heißt „Diene-Mut“, und damit ist ein Mut gemeint, den anderen etwas oder vieles

zu geben. Aber hier - in der Hölle - sind alle nur auf sich selbst bedacht. Sie hungern eher, als daß sie den anderen etwas geben würden.

Die Menschen hungern - aus lauter Ich-Sucht. Die Ich-Sucht ist eine Sucht wie jede andere. Sie läßt die anderen Menschen nur als Nebenbuhler, gar als Feinde sehen. Die Menschen gönnen einander gar nichts. Sie nehmen dabei in Kauf, selbst zu hungern. Niemand will beginnen, den Nachbarn oder denen, die gegenüber sitzen, auch nur einen Bissen zu geben.

Die Hölle ist die totale Ich-Sucht, die völlige Demutslosigkeit. Wenn Hilfe und Demut zum Tabu geworden sind, dann kann man das nur „höllisch“ nennen.

Jesus Christus hat eine andere Tischgemeinschaft gelebt und verheißt. „Kommt, denn es ist alles bereit. Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!“ So heißt es in der Einladung zum Abendmahl. Menschen geben sich ein Zeichen des Friedens, sie stehen miteinander am Tisch des Herrn und werden von ihm selbst bedient. Denn er ist mitten unter uns, und er bleibt in Ewigkeit bei uns.

Hölle und Himmel als Tischgemeinschaft: das sind sprechende Zeichen. Das erste ist das Zeichen der Nichtigkeit, das zweite ist das Zeichen der Ewigkeit. Beide Zeichen haben ihren Abglanz im irdischen Leben - im einen Fall von Gott weg, im anderen Fall zu Gott hin.

Das letzte Wort über beide Zeichen spricht Gott selbst. Er wird die Menschen mit dem Heilandsantlitz Jesu Christi ansehen. Das reicht aus - für die Ewigkeit.

Der allmächtige Gott redet auch dann, wenn wir es kaum für möglich halten. Im Jesajabuch steht der Satz: „So spricht der Hohe und Erhabene, der ewig wohnt, dessen Name heilig ist: Ich wohne in der Höhe und im Heiligtum und bei denen, die zerschlagenen und demütigen Geistes sind, auf daß ich erquickte den Geist der Gedemütigten und das Herz des Zerschlagenen“ (57, 15).

Der Gottesdienst ist ein Fest - mit einem Bekenntnis. Es mag das Bekenntnis der Kinder sein. Es unterstützt die Verkündigung, gönnt allen ein fröhliches Leben.

Ich war vor etlichen Jahren nebenamtlich Pfarrer in einer Justizvollzugsanstalt. Das Gefängnis ist eine „totale Institution“. Menschen verbringen in einem geschlossenen Bereich ihre Arbeits- und Freizeit sowie ihre Nachtruhe. Dazu kommt in diesem Fall: Die Gefangenen sind nicht freiwillig hier. Mit Recht ist gelegentlich gesagt worden, eine Gesellschaft könne man nicht zuletzt an ihren Gefängnissen messen. Ich feierte regelmäßig mit Gefangenen Gottesdienst.

Ein Gefängnispfarrer hat seine Bedeutung wie folgt beschrieben: „Im Rahmen der totalen Institution Gefängnis hat schon die bloße Tatsache, daß Gottesdienst stattfindet und ungehindert an ihm teilgenommen werden kann, eine bestimmte Bedeutung, einen bestimmten Symbolwert mit Verkündigungscharakter. Die schlichte Normalität, daß - wie zur selben Zeit in jeder Kirche draußen - auch im Gefängnis ein Gottesdienst stattfindet, an dem teilzunehmen oder nicht teilzunehmen folgenlos dem eigenen Ermessen unterliegt, macht den Gottesdienst in der Unnormalität der Umgebung, in der er hier stattfindet, zu etwas Besonderem.“

Zum Gottesdienst sind alle Gefangenen eingeladen, auch die schwierigen und noch im Gefängnis verachteten Straftäter. Es gehört zu den Grundlagen des Gottesdienstes, daß niemand ausgeschlossen ist. Andererseits darf der Gottesdienst Menschen nicht überfordern. Er muß und kann das Evangelium elementarisieren. Dazu gehört auch das Apostolische Glaubensbekenntnis. Ich nenne hier nur eine Zeile aus dem dritten Artikel: „Gemeinschaft der Heiligen“. Kann man dieses Bekenntnis überhaupt im Gefängnis sprechen? Hier sind ja nicht „Heilige“ in einem moralischen Sinn. Und doch sprechen wir diese Zeile, wenn wir das Apostolikum nicht weglassen. Es ist ein Erkennungszeichen für einige Gefangene, das sie aus ihrer Konfirmationszeit kennen. Über die Zeile „Gemeinschaft der Heiligen“ bin ich mit Gefangenen ins Gespräch gekommen. Die Zeile meint die von Gott in seinem Wort und Sakrament geheiligten Menschen. Die Bezeichnung

„Heilige“ muß nicht zuerst von Menschen erkämpft und ertrötzt, erquält und erkaufte werden. Daß Menschen „heilig“ sein können, ist Gottes Gabe - aus Gnade allein.

Gerade im Gefängnis ist oft ein Trostwort nötig. Gottesdienste werden begleitet von der Einzelseelsorge. Sie ist gleichermaßen Vor- und Nachwort zum Gottesdienst - in der „heiligen christlichen Kirche“. Der Gottesdienst hat einen seelsorgerlichen Zug. Das ist mir an Gottesdiensten im Gefängnis deutlich geworden. Das wird deutlich an der Theologie Martin Luthers.

Obwohl selbst oft in Schwierigkeiten mit den Mächten dieser Welt und obwohl selbst oft in Anfechtungen, konnte Martin Luther Menschen in tiefster Notlage nachhaltig trösten. Er ging eindringlich, nicht aufdringlich auf die Nöte anderer ein. Er tröstete nicht in billigen Worten, sondern aus der Mitte des Evangeliums. Er konnte trösten, weil das große „allein“ gilt: allein Christus, allein die Gnade, allein der Glaube. Gerade in diesem „allein“ konnte er nicht „allein“, das heißt einsam bleiben. Luther war Seelsorger in einem ausgesprochen geistlichen und praktischen Sinn, weil er auf den letzten Tröster, auf Gott hinwies.

Die Menschen fragen heutzutage nach Seelsorge, weil sie schon viele Diagnosen und Therapien hinter sich haben. Menschen sehnen sich nach dem einen und einzigen Wort, das gleichermaßen auf Heilung und Heil zielt. Sie wollen hören, was sie sind, nicht was sie müssen, sollen und können. „Du bist“ - das ist ein tröstliches Wort. Aber es muß dann gefüllt werden; „Du bist gleichermaßen sündig und gerecht, fern von Gott und nah bei Gott, ein Kind der Vergänglichkeit und der Ewigkeit.“

Gott läßt uns nicht in ein Nichts fallen, als wären wir nie gewesen. Er wird seine Schöpfung - auch mich - vollenden. Ich gehe auf mein Ende und auf sein Ziel zu. Gott berührt mich mit Macht und Zärtlichkeit. Er kann mich verletzen, und er heilt mich.

Martin Luthers Seelsorge richtete sich auch an diejenigen, die um ihres Glaubens willen verfolgt waren. Ein stärkendes Wort geschwisterlicher Gemeinschaft ergeht an seinen gefangenen Ordensgenossen, den Augustiner Lambert Thorn, dessen beide Gefährten als die ersten evangelischen Märtyrer 1523 in Brüssel verbrannt worden waren: „Wer weiß, warum der Herr Dich nicht mit jenen beiden sterben lassen wollte? Du wirst für ein anderes Wunder aufbewahrt.“

“Gedenke, daß Du nicht allein bist in Deinem Leiden, sondern der mit Dir ist, der gesagt hat: ‘Ich bin bei ihm in der Not’ (Psalm 91,15).“

Sei getrost und unverzagt und harre des Herrn! Laß dich nicht darauf ein, mit dem Satan zu disputieren, sondern laß deine Augen in festem, einfältigem Glauben auf den Herrn gerichtet sein. Wisse, daß es allein Jesus Christus ist, durch dessen Blut wir selig werden. Unsere Werke und menschlichen Gesetze können weder Sünde aufheben noch uns verdammen. Du bist berufen zu einem Glied des sterbenden Christus. Christus leidet in dir und wird verherrlicht, ist gefangen und regiert, wird bedrängt und triumphiert. Er stärke dich durch seinen Geist in diesen äußeren Trübsalen!“

Verachtend redet Luther von den „äußeren Trübsalen“, den schweren Haftbedingungen im Kerker, denen der Standhafte nach fünf Jahren erlegen ist. Lambert Thorn darf für das Evangelium leiden, darf im tiefsten Dunkel das Licht sehen, das in Ewigkeit leuchten wird.

Luther redet in diesem glaubensfrohen Brief nicht von der Qual, sondern von der Herrlichkeit. Was bedeutet der Satz: „Laß Dich nicht darauf ein, mit dem Satan zu disputieren?“ Der Satan flüstert die leichten Ausflüchte ein, vielleicht sogar die billigen Kompromisse. Der Satan flüstert durch die verzagten inneren Gedanken, und er flüstert in den Worten der Gegner. Der Satan ist der große Verführer, der sich vieler Stimmen bedient - innen und außen, in Not und Hochmut. Er will den Mut zerbrechen. Er will das einfache Wort der Wahrheit kompliziert machen; er will es sich gefügig machen und es den Gläubigen entziehen.

Der lebendige Christus aber stellt sich selbst gegen das Nichtige, das uns immer noch schwer zu werden droht, das aber letzten Endes vernichtet werden wird und die Zeichen der kommenden Vernichtung schon trägt. Die Seelsorge öffnet die Augen für die Klarheit des Evangeliums. Sie öffnet die Ohren für die frohe Botschaft, die von den Einflüsterungen des Bösen immer wieder bedroht ist.

Woher stammt Luthers Mut, derart aus der eigenen Freiheit heraus an einen Gefangenen zu schreiben? Es wird deutlich, daß er in einer Vollmacht redet, die tiefer begründet sein muß als alle eigenen Erfahrungen. Es ist die Vollmacht des Wortes und der Taten Jesu Christi.

Im Jahr 1528 schreibt Luther dem 1528 in Passau zum Scheiterhaufen verurteilten Leonhard Käser: „Dein alter Mensch ist gefangen!“ Wenn es Gottes Wille ist, daß er nicht frei komme, „so bist Du dennoch gänzlich frei im Geist...Rufe Christum an, der überall gegenwärtig und mächtig ist, und verspote und verlache das hochmütige Toben des Satans, gewiß, daß er nichts schaden kann und um so weniger, je mehr er wütet. So, mein lieber Bruder, sei stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, daß Du, ob Du befreit wirst oder nicht, den väterlichen Willen Gottes gegen Dich von Herzen erkennst, duldest, liebst und lobst.“

## 2. Wir leben das Bekenntnis unseres Glaubens vor Gott

In einem Diakonissenmutterhaus las ich im Eingangsflur ein Plakat: „Diakonie ist die Liturgie nach der Liturgie.“ Sie hat also ihre Bedeutung für den Alltag. Wir werden mit dem Segen am Schluß des Gottesdienstes entlassen. Er wirkt im Alltag, der länger dauert als ein Sonntag. Jeder Alltag kommt von einem Sonntag her und geht auf einen Sonntag zu. Wir erinnern uns an einen Sonntag, und wir freuen uns auf einen Sonntag. Er umschließt menschliches Leben von Gott her und auf Gott zu, ja man kann sagen: Mitten im Alltag ist Gottesdienst in der Welt.

Der Apostel Paulus schreibt im Römerbrief: „Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber

hingibt als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ist. Das sei euer vernünftiger Gottesdienst Und stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene“ (12,1-2).

Die Glaubenden dürfen sich Gott zur Verfügung stellen, weil sie nicht anders auf Gottes Gnade antworten können. Das ist ein vernünftiger, d. h. wahrer, sachgemäßer, ja liebenswerter und lebenswerter Gottesdienst. Wahrscheinlich liegt hier eine Taufunterweisung zugrunde. Zur Taufe gehört später das Apostolische Glaubensbekenntnis. Hier geht es um Eindeutigkeit, um die Einheit von Leben und Loben, Singen und Beten, Bewährung und Bewahrung, Wägen und Wagen, um die Einheit der Liebe, die aus dem christlichen Glaubensbekenntnis nicht ausgeschlossen werden darf. Im alltäglichen Leben soll sich bewahrheiten, daß die Liebe das Leben prägt. Die christliche Gemeinde weiß im Sonntag und im Alltag, daß sie Nachfolgerin ist und allein auf den lebendigen Christus schaut. So wird das Leben zum gottesdienstlichen Leben, das weder weltflüchtig noch weltüchtig ist. Christen sollen und können erkennen, wie Gottes Wille in konkreten Situationen aussieht.

Leiturgia und *Diakonia* (d. h. Dienst) gehören zusammen, werden durch das Bekenntnis zum dreieinigen Gott gebündelt und prägen das Leben - in aller Vergänglichkeit, die doch dereinst münden wird in Gottes Ewigkeit, die er uns bereiten wird, die aber schon jetzt als Geheimnis Gottes in der Gemeinde, in ihren Sonntagen und in ihren Alltags Gestalt annimmt. So gehört die christliche Spiritualität zum Bekennen im Gottesdienst am Sonntag und im Gottesdienst im Alltag. Ich erzähle eine Geschichte zum ersten Artikel. In seinem Roman „Die Brüder Karamasoff“ läßt Fjodor Michailowitsch Dostojewski eine Frau die Legende vom Zwiebelchen erzählen: „Es lebte einmal ein altes Weib, das war sehr, sehr böse und starb. Diese Alte hatte in ihrem Leben keine einzige gute Tat vollbracht. Da kamen denn die Teufel und griffen sie und warfen sie in den Feuersee.“

Ihr Schutzengel aber stand da und dachte: Ich kann mich denn keiner einzigen guten Tat von ihr erinnern, und er sagte zu Gott: 'Sie hat einmal', sagte er, 'in ihrem Gemüsegärtchen ein Zwiebelchen herausgerissen und es einer Bettlerin geschenkt.' Und Gott antwortete ihm: 'Dann nimm', sagte er, 'dieses selbe Zwiebelchen und halte es ihr hin in den See, so daß sie es zu greifen vermag, und wenn du sie daran aus dem See herausziehen kannst, so möge sie ins Paradies eingehen, wenn aber das Pflänzchen abreißt, so soll sie bleiben, wo sie ist.'

Der Engel lief zum Weibe und hielt ihr das Zwiebelchen hin: 'Hier', sagte er zu ihr, 'faß an, wir wollen sehen, ob ich dich herausziehen kann!' Und er begann vorsichtig zu ziehen - und hatte sie beinahe schon ganz herausgezogen, aber da bemerkten es die anderen Sünder im See, und wie sie das sahen, klammerten sie sich alle an sie, damit man auch sie mit ihr herauszöge.

Aber das Weib war böse, sehr böse und stieß sie mit den Füßen zurück und schrie: 'Nur mich allein soll man herausziehen und nicht euch, es ist mein Zwiebelchen und nicht eures!' Wie sie aber das ausgesprochen hatte, riß das kleine Pflänzchen entzwei. Und das Weib fiel in den Feuersee zurück und brennt dort noch bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber weinte und ging davon."

Es ist eine Geschichte für heilsame Tränen, wenn sogar ein Engel weint. An dieser Geschichte kann man die Taten der im Roman vorgestellten Personen messen. Es wird nicht selten geweint, aber man fragt sich: Sind es denn immer heilsame Tränen? In dem Roman geht es um Gut und Böse, um Glauben und Unglauben. Da sind Personen, die uns tief bewegen.

Christliche Akzente sind oft tief in den Personen verborgen, aber offenbar sind sie in Leben und Lehren des Einsiedlermönchs, des Staretz Sossima. Es sagt kurz vor seinem Tod: "Ich habe euch so viele Jahre gelehrt und daher soviel gesprochen, daß mir das Sprechen selbst zur Gewohnheit geworden ist, und euch redend zu unterweisen, das ist so stark in mir eingewurzelt, daß mir Schweigen vielleicht so-

gar schwerer fallen würde als das Reden, meine Lieben, selbst jetzt, bei meiner Schwäche."

Tief wie die Weisheit des Mönchs ist auch die Legende vom Zwiebelchen. Eine einzige Tat im Leben kann entscheidend sein, kann sogar alles zum Guten wenden. Aber selbst auf die Tat kann der Schatten des Endgültigen fallen, des unendlichen Abgrunds. Vielleicht kann ich mich an das eine und einzige Gute in meinem zurückliegenden Leben gar nicht mehr erinnern. Es mag ins Vergessen abgerutscht sein. Aber dann kommt es vielleicht in einem Gespräch wieder zu Tage, ans Licht.

Ich merke: Ich bin bei diesem einen und einzigen nicht allein gewesen; ich habe vielleicht alles längst vergessen, aber das eine und einzige Gute bleibt das entscheidende Kennzeichen für mich.

Als die böse Frau aus dem Feuersee herausgezogen wird, hängen sich viele Verstoßene an sie und wollen auch herausgezogen werden. Aber die Frau schreit: "Nur mich allein soll man herausziehen und nicht euch, es ist mein Zwiebelchen und nicht eures." Die Frau denkt noch im alles entscheidenden Augenblick nur an sich selbst. Sie hätte es ja probieren können, ob die anderen Verstoßenen auch herausgezogen werden könnten. Aber die Frau will ihre Rettung allein haben, und sie verstößt die Verstoßenen. Damit aber fällt sie in den Feuersee zurück.

Der Staretz Sossima spricht in dem großen Werk Dostojewski, das uns Menschen in allen Höhen und Tiefen des Lebens - auch des leichtsinnigen Verschwendens - vor Augen stellt, das entscheidende Wort aus: Liebe. „Brüder, fürchtet euch nicht vor der Sünde der Menschen, liebt den Menschen auch in seiner Sünde, denn nur eine solche Liebe wäre ein Abbild der Liebe Gottes und die höchste irdische Liebe. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, das ganze Weltall wie jedes Sandkörnchen auf Erden. Jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes liebet. Liebet die Tiere, liebet die Gewächse, liebet jegliches Ding. Erst wenn du jedes Ding lieben wirst, wird sich dir das Geheimnis Gottes in den Dingen offenbaren. Hat es sich dir aber einmal offenbart, dann wirst du es bereits unablässig immer weiter und immer

mehr und Tag für Tag erkennen. Und zu guter Letzt wirst du die Welt schon mit ungeteilter allumfassender Liebe lieben.“

Der Staretz ruft zu einer Liebe auf, die uns vielleicht in einem umfassenden Sinn unmöglich zu sein scheint: Liebet die Tiere! Liebet die kleinen Kinder! Die Liebe kennt keine Grenzen. Es gibt eine „Welt der pulsierenden Liebe“. Die Liebe ist groß. Und: „Für Liebe wird Christus doch wohl nicht zürnen.“ Für den Staretz Sossima geht Liebe über alles kodifizierte Recht, auch das der Kirche, hinaus. Der Staretz betet noch für Selbstmörder, die von der Kirche offiziell verstoßen sind.

Gott gibt die Welt nicht auf, und er gibt mich in dieser Welt nicht auf. Er wirkt oft im Verborgenen. Wir erkennen den Schöpfer des Himmels und der Erde auch in der langen Geschichte der Evolution des Lebendigen.

Der Psalmist des Alten Testaments betet voller Staunen. Ich lese Psalm 8 in der Übersetzung Martin Bubers:

„Des Chorleiters, nach der Kelterweise,  
ein Harfenlied Dawids.

DU, unser Herr,  
wie herrlich ist dein Name  
in allem Erdreich!

Du, dessen Ehre der Wettgesang gilt  
über den Himmel hin,  
aus der Kinder, der Säuglinge Mund  
hast du eine Macht gegründet,  
um deiner Bedränger willen,  
zu verabschieden Feind und Rachgierigen.

Wenn ich ansehe deinen Himmel,  
das Werk deiner Finger,  
Mond und Sterne, die du hast gefestigt,  
was ist das Menschlein,

daß du sein gedenkst,  
der Adamssohn,  
daß du zuordnest ihm!

Liebest ihm ein Geringes nur mangeln,  
göttlich zu sein,  
kröntest ihn mit Ehre und Glanz,  
hiebest ihn walten  
der Werke deiner Hände.  
Alles setzest du ihm zu Füßen,  
Schafe und Rinder allsamt  
und auch das Getier des Feldes,  
den Vogel des Himmels  
und die Fische des Meers,  
was die Pfade der Meere durchwandert.

DU, unser Herr,  
wie herrlich ist dein Name  
in allem Erdland!“

Staunend stehen wir vor und in der Schöpfung. Nehmen wir sie wahr - die Schöpfung Gottes? Spüren wir nicht manchmal Zweifel und Anfechtung? Die Entfernung zwischen Glauben und Unglauben kann ganz gering sein. Bertolt Brecht hat einmal gesagt, nur ein Satzzeichen zeige die Entfernung. Wir kennen den Satz: „Der Mensch denkt, Gott lenkt“. Setzen wir anstelle des Kommas einen Doppelpunkt: „Der Mensch denkt: Gott lenkt“, so wird der Sinn ganz und gar anders. Der Mensch denkt das bloß. Daß Gott lenkt, ist nur ein Produkt seines Denkens - ohne Anspruch auf Wahrheit. Der christliche Glaube aber zielt auf Gott selbst und wird deshalb in der Wahrheit geborgen, die mein Leben trägt, weil sie die Mythen entmythologisiert, weil der Glaube in der Schöpfung desillusionierender Glaube ist.

Wir kommen zum zweiten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Erweist sich Christus im Alltag? Er ist gleichermaßen verborgen und offenbar. In einer konkreten Situation kann es die christliche Alternative geben, die ganz und gar gebotene christliche Antwort. Gerade in der Begegnung mit Andersgläubigen und Ungläu-

bigen geschieht in unserer Zeit eine neue Weise, Christ zu sein. Das christliche Zeugnis kann sich auch im Mund eines schwerkranken und behinderten Menschen artikulieren und beruft sich - vielleicht in nicht unmittelbarer und expliziter Form - auf den lebendigen Christus.

Ich las eine Predigt, die Johannes Busch, einige Zeit Leiter der v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel, gehalten hat. Er erzählt von einer Erfahrung, „die ein junger Praktikant einmal bei uns in Bethel machte, und zwar in der Begegnung mit Hartmut. Hartmut war damals 19 Jahre alt. Der Praktikant lernte ihn kennen in einem Haus für anfallsranke Männer. Hartmut war groß und schwer. Durch häufige epileptische Anfälle war er auch schwerfällig geworden in seinen Bewegungen. Selbst ganz gewöhnliche Handgriffe konnte er nur schleppend ausführen. Morgens half ihm der junge Praktikant aus dem Bett und begleitete ihn beim Waschen, Anziehen und Essen. Hartmut sprach kein Wort mit seinem Begleiter. Immer wieder versuchte der Praktikant, ihn in ein Gespräch zu ziehen, aber Hartmut war wie in sich selbst verschlossen. So beschränkte sich der Praktikant darauf, ihn bei jeder Gelegenheit wieder anzusprechen, wobei er häufiger die Worte gebrauchte: 'Du, Hartmut, wir zwei!'

Nach langer Zeit merkte er, daß Hartmut auf seine Worte reagierte. Offenbar verstand er sogar, was die Worte ihm mitteilen wollten. Du, Hartmut, wir zwei, wir gehören zusammen. Wir wollen zusammenhalten. - Es war, als wachte Hartmut langsam auf. Auch seine Bewegungen wurden reger und selbständiger. Eines Tages trat Hartmut ganz nahe an seinen Begleiter heran, faßte seinen Arm, und nach langer Pause sagte er: 'Du, Bruder, wir zwei!' Die Anrede, die er genommen hatte, bewirkte bei einem schwerfälligen, in sich verschlossenen, abhängigen Menschen ein wenig mehr Freiheit. Und in den nächsten Tagen übten die beiden die gewonnene Freiheit, indem sie beim Aufstehen und Waschen und Anziehen einander zuriefen, als wäre es ein Spiel: Du, wir zwei!'

Vor Christus sind der kranke junge Mann und der Praktikant Brüder geworden. Christus hat sie zum Bruder-Sein in Freiheit berufen. Wenn scheinbar keine Worte mehr erklingen, kann Christus uns Men-

schen erreichen, auch die Kranken, auch die Verachteten, auch die Sterbenden. Bruder sein, Schwester sein: Da tritt Christus in die Mitte zweier Menschen. Es kann Christus sein, der zu mir sagt: „Du, wir zwei!“ Es mag sein, daß ein Mensch sich in sich selbst verkriecht und dann vereinsamt; wenn Christus dann zu uns sagt: „Du, wir zwei“, werden wir frei - frei in Zeit und Ewigkeit.

Der dritte Artikel - aus Zeitgründen muß meine Erläuterung sehr kurz werden - spricht u. a. von der „heiligen christlichen Kirche“. Die Kirche lebt mitten in der Welt, aber sie läßt sich nicht mit der Welt vermischen; sie bleibt die „Gemeinschaft der Heiligen“, die von Gott geheiligt sind - in der Taufe, in der Gemeinschaft der barmherzigen Samariter. Diese mögen ganz im Verborgenen arbeiten - in Glaube, Hoffnung und Liebe. Ihre Taten gehen nicht verloren, sondern sind bei Gott geborgen. Es wird nicht beim unmenschlichen Sieg des Folterers über sein Opfer bleiben. Es ist ein anderer, der uns den Sieg schenkt: Jesus Christus. So mündet der dritte Artikel im „ewigen Leben“. Daß wir nicht die Herren des ewigen Lebens sind, müssen wir ein Leben lang lernen. Wir müssen und können uns beschenken lassen; wir müssen und können immer wieder „Danke“ sagen.

Es ist etwas Gewaltiges, wenn wir in die Nähe Christi kommen, wenn wir in Christus sind und immer wieder zu ihm gerufen werden. „Wie erreichst du es, daß ein Mensch Christ wird?“ fragte jemand den Kirchenvater Athanasius; er antwortete: „Ich lasse ihn ein Jahr in meinem Hause wohnen.“ Hier können wir es inwendig lernen, was Christsein bedeutet - am Arbeitsplatz, in der Freiheit, beim Essen, beim Trinken, in der Trauer, in der Freude, die nicht zur Verbissenheit wird. Unser alltägliches Leben kann im Blick auf Christus eindringlich, in keiner Weise aufdringlich werden. Wir sind immer wieder zum Gebet eingeladen - auch zum Gebet für einen echten Frieden auf dem Balkan, wo jetzt Krieg ist.

Unser Leben kann - wie das Leben Dietrich Bonhoeffers - gleichermaßen „Widerstand und Ergebung“ sein. Wir sind zu beidem eingeladen. Dann wird Gottes Wort eindeutig sein. Dann lernen wir: nicht ich

interpretiere letzten Endes das Glaubensbekenntnis, sondern das Glaubensbekenntnis interpretiert mich.